

*Eduard Hanslicks Schriften für die „Neue Freie Presse“*, hrsg. von Alexander Wilfing unter Mitarbeit von Katharina Bamer, Daniel Elsner, Anna-Maria Pfiel und Fernando Sanz-Lázaro (Wien: ACDH. 2023–2026).

*Neue Freie Presse*. Herausgegeben von Michael Etienne. Morgenblatt.

Nr. 5195. Wien, Mittwoch, den 12. Februar 1879.

## Eduard Hanslick, Stephen Heller über Berlioz.

### 1 Stephen Heller über Berlioz.

Ed. H. In einem kürzlich in „Nord und Süd“ erschienenen Aufsatz über Pariser Musiker kam ich auch auf den neuen passionirten Berlioz-Cultus der Franzosen zu sprechen. Von Berlioz' letzter Lebenszeit erzählend, erwähnte ich *Stephen*, als eines der wenigen Freunde, *Heller's* der in ununterbrochenem, intimum Verkehr mit dem vereinsamten und grollenden Meister gestanden. Nicht ausgesprochen, nur zwischen den Zeilen zu lesen war es, wie werthvoll vertraute Mittheilungen von Heller über Hector Berlioz der Musikwelt erscheinen müßten. Zu meiner angenehmen Ueerraschung hat nun Stephen Heller jenen verschwiegenen Wunsch zwischen den Zeilen nicht nur gelesen, sondern alsbald durch einen ausführlichen Brief an mich erfüllt. Als Componist unermüdlich neu schaffend, hat Heller doch seit Decennien nicht mehr *über* Musik geschrieben, wie er ehemals manchmal gethan. Der Meissonier der modernen Claviermusik hat — wie er versichert — nicht die Prätension, wol aber alle übrigen Eigenschaften eines guten Schriftstellers. Auf seine Zustimmung hoffe, auf die der Leser baue ich, indem ich interessante Mittheilungen über *Heller's* Berlioz hier veröffentliche. Sein Brief, datirt Paris, 1. Februar 1879, lautet, mit Hinweglassung einiger freundschaftlicher Eingangs- und Schlußworte, wie folgt:

„Es überkommt mich die Lust, mit Ihnen über zu plaudern. Ihr *Berlioz* Aufsatz über die Pariser Weltausstellung, worin Sie so viel von diesem hochbegabten Manne sprachen, gibt mir Anlaß dazu. — Man scheint in Deutschland zu glauben, daß Berlioz' Musik in Paris stets und von allen Seiten verkannt, mißachtet, ja verhöhnt worden sei. Der größere Theil des Publicums, viele Künstler und ein Theil der Presse waren allerdings eher abgeneigt als gewogen. Noch kaltsinniger, noch abwehrender geberdeten sich natürlich die officiellen Wächter und Großsiegelbewahrer des guten Geschmackes: die geschwornen Kenner, die Wirkl. geh. Musikräthe, Alle, die Sitz und Stimme im sacré collège des Conservatoriums und des Instituts hatten. Ganz so Unrecht hatten sie nicht, diesem Terroristen und seinen hie und da etwas abenteuerlichen Programmen das Leben etwas sauer zu machen. Ich glaube, daß diese mehr oder minder heftigen Gegner ganz aufrichtig waren, und ich begreife sehr gut, wie der Componist des „Postillon von Lonjumeau“, ein Mann, dem es weder an Talent, noch Geist mangelte, die Berlioz'sche erste Symphonie als eine Tollhaus-Musik betrachten mußte. Die strengsten Kritiker B.'s waren jedoch die „connaisseurs“ der gebildeten höhern Gesellschaft. In der Religion einer gewissen Musik auferzogen, konnten sie in B. nur einen verhaßten und ketzerischen Reformator sehen. Ein Theil dieser Dilettanten kennt nur die einfachen, rührenden oder heiteren Weisen der äl-

teren französischen Musik (Dalayrac, Méhul, Monsigny, Grétry u. s. w.) oder die graziöse, pikante, witzig belebte, anmuthsvolle und scenische der modernen komischen Oper, so wie endlich die prächtige, glänzende, theatermalerische Musik der Meyerbeer'schen Muse. Der beiweitem respectabelste Theil dieser Dilettanten hat sich in den Conservatoire-Concerten, in den zahlreichen Quartett-Vereinen eine nicht unbedeutende Musikbildung erworben, ungefähr wie man durch häufiges und aufmerksames Besuchen von Museen und Galerien ein Auge für Malerei und Sculptur gewinnen kann. Wenn nun alle diese verschiedenen Classen von Musikliebhabern, besonders die letzterwähnte, sich unwillig von Berlioz' Musik abwendeten, so muß man zugeben, daß sie es nicht aus blinder Feindseligkeit thaten und nicht verlegen sein konnten, ihren Tadel und ihren Geschmack zu rechtfertigen. Die schwachen Gegner wendeten gegen Berlioz ein, daß man seine Melodien (wenn man dergleichen in B. finden konnte) nicht gleich im Kopfe behalten könne; daß man sehr gelehrter Musiker sein müsse, um so complicirte Architektur zu verstehen. Andere spotteten über die ultra-romantischen Programme, über die Massen von Instrumenten, über die tollen Zumuthungen an die Ausführenden. Die stärksten Gegner hatten aber sehr gewichtige Gründe ihrer Kritik der neuen Musik. Sie stürzten sich auf Haydn, Mozart und Beethoven. Die Werke dieser großen Wohlthäter drangen täglich tiefer und überzeugender in die Seelen der Pariser Menschheit.

Wenn man diesen erhabenen Namen aussprach, dann schwiegen die beherztesten Anhänger Berlioz'.....

So habe ich denn das Wort Anhänger Berlioz' ausgesprochen; ich wollte Ihnen sagen, daß dieser sehr bedeutende Mann allerdings zahlreiche Widersacher besaß, ja, noch immer deren zählt; daß er aber sehr frühe einen sich immer vergrößern den Kreis von Freunden, Parteigängern, ja von maßlosen Bewunderern um sich gezogen hatte.

Schon im Jahre 1838, als ich zuerst nach Paris kam, stand Berlioz ganz apart unter den dortigen Künstlern. Man konnte ihm schon damals den Ruf eines kühnen, nach Großem strebenden Künstlers nicht mehr streitig machen. Seine Werke, seine Reden, sein ganzes Gebahren gaben ihm das Air eines Revolutionärs vis-à-vis dem alten Musik-Regime, welches Berlioz gerne als abgelebt betrachtete. Ich weiß nicht, ob er Girondin oder Terrorist gewesen, aber ich glaube wohl, daß er nicht abgeneigt war, die Rossinis, Cherubinis, Auber, Hérold, Boieldieu u. s. w., diese „Pitts“ und „Coburgs“ der verderbten Musikwelt, zu Hochverräthern zu erklären und ihnen den Proceß zu machen. Diese gräulichen Musik-Aristokraten wurden täglich gespielt und sogen mit der Tantième das Mark ihrer Unterthanen, d. h. des Publicums, aus.

Aber Paris ist der einzige Ort in der Welt, wo man alle Situationen versteht und wo man es liebt, den seltsamen unter ihnen nachzuspüren und in einem gewissen Maße Aufmunterung und Beistand zukommen zu lassen. Nur muß diese Situation etwas Absonderliches, eine gewisse Physiognomie, etwas Pathetisches haben. Mit Einem Worte, es muß sich um einen Mann irgend eine *Legende* verbreitet haben. Und Berlioz hatte deren mehrere. Seine unüberwindliche Musikpassion, die weder Drohungen noch Armuth vermindern konnten; er, der Sohn eines angesehenen, vermögenden Arztes in Grenoble, gezwungen, Chorist in einem der kleinsten Theater zu werden; seine phantastische Liebe zu Miss Smithson, die ihn als Ophelie und als Julie hinriß, obwol er kein Wort Englisch verstand — endlich seine Symphonie fantastique, welche seine Liebe schilderte und deren Anhörung die englische Schauspielerin, welche wieder gar nichts von Musik verstand, bewog, seine Liebe zu erwidern — alles dies gab B. diese Situation, die hierzulande nöthig ist, um die Sympathien gewisser Enthusiasten zu erringen. Diese Art von verständigen, geneigten, zu jedem Dienste willfährigen, oft jeder Aufopferung fähigen Menschen findet jedes echte Talent in Paris, vorausgesetzt, daß es sich in einem gewissen Lichte zeigt. So sah ich denn wenige Monate nach meiner ersten Bekanntschaft mit Berlioz, daß er als Haupt und Spit-

ze der verkannten Genies in Paris zu gelten anfang. Er war verkannt, das ist richtig. Aber wie Einer, an dem zu verkennen war. B. hat die Verkennung des Talents bis zu einer Würde erhoben; denn die Anerkennung, ja die Bewunderung eines großen Kreises ließ die Verkennung so grell und so unliebsam hervortreten, daß sie Berlioz täglich neue Freunde gewann. Einer etwas mehr philosophischen Natur hätte dies Gegengewicht hingereicht, sich glücklicher zu fühlen. — Es beleidigte, kränkte den feinen Sinn der Pariser (ich meine darunter eine gewisse Classe), einen Künstler verfolgt, getadelt und in Armuth zu sehen, welcher jedenfalls Proben eines hervorragenden Talents, eines glühenden Eifers und hohen Muthes gegeben. Und die Franzosen begnügen sich nicht, still platonisch zu lieben, einem Freunde alles Glück zu wünschen und die Dinge walten zu lassen, wie sie wollen. Sie sind thätig, legen tüchtig die Hand an und lassen sich nicht bei allen Heiligen beschwören, doch den Mund aufzuthun, um einige enthusiastische Worte zum Besten eines lob-bedürftigen, verkannten Künstlers von sich zu geben. Das französische Gouvernement in Person des Ministers Grafen Gasparin machte den Anfang und bestellte bei Berlioz ein Requiem (beiläufig gesagt ein Werk voll des Großartigen); später eine Trauer für die Todtenfeier der Juli-Gefallenen — ebenfalls musik ein in seiner Art treffliches Tongebilde, doch weniger bekannt. Inzwischen reihten sich alle mehr oder weniger begabten, mehr oder weniger verkannten Kunstjünger und Lehrlinge um ihr verehrtes Oberhaupt. Sie waren die von der Natur gegebenen Apostel, Clienten und Sachwalter B.'s. Namentlich waren es die Künstler anderer Fächer, welche sich, zwar nicht immer durch die Musik, aber von ihren poetischen Vorwürfen, von den pittoresken Programmen angezogen fühlten. Fast alle Maler (die durchgängig für Musik Sinn haben), Graveurs, Bildhauer, Architekten waren Anhänger B.'s. Zu diesen muß man viele der besten Dichter und Romanciers zählen: V. Hugo, Lamartine, Dumas, de Vigny, Balzac, die Maler Delacroix, Ary Scheffer u. A., welche in Berlioz mit Recht einen feurigen Adepten der romantischen Schule sahen. Alle diese großen Schriftsteller und gänzlich musiklosen Menschen, welche in ihren Dramen bei schauerlichen Szenen einen Walzer von Strauß im Orchester spielen ließen, um die Rührung oder das Entsetzen noch zu steigern — es ist wahr, der Walzer wurde langsam feierlich, mit Sordinen und einigem Tremolo gespielt — alle diese Leute schwärmten für Berlioz und bethätigten ihre Sympathie in Schrift und Wort. Und endlich gesellte sich zu allen diesen thätigen Verbreitern des alias verkannten Berlioz ein Bruchtheil, klein aber gewichtig, von der vornehmen, der eleganten Welt. Das waren Leute, die auf wohlfeile Art den Ruf von Freigeistern erlangen wollten. Sie sind nicht capabel, eine Sonate von Wanhal oder Diabelli von einer Beet'schen zu unterscheiden. Aber sie schrien gegen den sündhovenlichen Reiz der modernen Musik; sie spotteten ihrer Standesgenossen, welche in Meyerbeer, Rossini und Auber schwelgten, prophezeiten den Untergang jener lasterhaften hochhaufgeschürzten Melodien und den Sieg einer neuen, weltenbewegenden, hehren, ewig — männlichen Kunst.

Fügen Sie noch die nicht geringe Anzahl guter und echter Musiker hinzu, welche das wirklich Kühne und Großartige, die oft wundersame Originalität, die zauberhafte Orchestrirung zu verstehen wußten, so werden Sie zugeben, daß B. nicht so vereinsamt gelebt und gewirkt hat, wie er selber es liebte vorzugeben. Von 1838 an, noch mehr später, haben *einzelne* Stücke seiner Symphonien glänzende, ja allgemeine Anerkennung gefunden. Sie wurden da capo verlangt und stürmisch applaudirt. Ich will davon nur anführen den Hinrichtungsmarsch, den Pilgermarsch, die Serenade in den Abruzzen (Harold), das Fest der Capulets, Stücke aus der Flucht von Egypten, Ouvertüre zum römischen u. s. w. Daß vieles höchst Bedeutende schwachen Carneval Erfolg gehabt, ist nicht zu leugnen. Aber wie viel großen, ja größeren Künstlern ist es nicht so ergangen? Schwerlich war je ein Künstler so entfernt von aller Resignation, dieser deutschen Tugend, wie Berlioz, und fruchtlos machte ich den deutschen Plut-

arch, ihm Züge erzählend aus dem Leben eines Weber, Mozart, Beethoven, Schubert, Schiller (den er sehr liebte) u. A.

Wenn er so bitter klagte und seine Erfolge mit denen der herrschenden Theater-Componisten verglich, so sagte ich ihm: „Lieber Freund, Sie wollen zu viel, Sie wollen Alles. Sie verachten das große Publicum und wollen doch von ihm bewundert werden. Sie verschmähen, und zwar mit dem Recht des edlen originellen Künstlers, den Beifall der Majorität und entbehren ihn dennoch schmerzlich. Sie wollen ein kühner Neuerer, ein Bahnbrecher sein, und zugleich von Allen verstanden und gewürdigt. Sie wollen nur den Edelsten und Stärksten gefallen, und zürnen dem Kaltsinn der Gleichgiltigen, der Unzulänglichkeit der Schwachen. Wollen Sie nicht auch einsam, unnahbar und arm dastehen wie ein Beethoven, und doch zugleich umringt von den Kleinen und von den Großen dieser Welt, beschenkt mit allen Glücksgütern und Auszeichnungen, Titeln und Aemtern? Sie haben erlangt, was die Natur Ihres Talents und Ihres ganzen Wesens erlangen kann. Die Majorität haben Sie nicht, aber eine geistvolle Minorität bemüht sich, Sie aufrecht und muthig zu erhalten. Sie haben einen ganz besonderen Platz in der Kunstwelt sich errungen, haben viele begeisterte rührende Freunde — ja es fehlt Ihnen auch nicht, Gott sei es gedankt, an tüchtigen Feinden, die Ihre Freunde wach erhalten. Ihre äußere Existenz ist gottlob auch seit einigen Jahren gesichert, und endlich können Sie mit Sicherheit auf etwas rechnen, was bis heute von allen Menschen von Geist und Herz geschätzt worden ist: auf eine vollständigere Genugthuung, welche Ihnen die Nachwelt bewahrt.“ — Manchmal gelang es mir, ihn wieder aufzurichten, was er stets mit freundschaftlichen und rührenden Worten zugestand. Besonders gerne erinnere ich mich eines derartigen Erfolges. Es war eines Abends bei dem trefflichen, nun auch dahingeschiedenen B. Damcke und seiner Frau, deren Herzensgüte und gastliche Aufnahme Berlioz in seinen Memoiren dankbar erwähnt. Wir waren dort fast allabendlich versammelt, Berlioz, J. d’Ortigue, ein gelehrter Musik- und Literar-Historiker, Léon Kreutzer u. A. Da wurde geplaudert, kritisirt, musicirt so recht frank und frei. Der Tod hat auch diesen kleinen Kreis gelichtet; in der letzten Zeit waren nur Berlioz und ich bei Damckes. Als nun eines Abends B. wieder sein altes Klaglied anstimmte, entgegnete ich ihm in der oben geschilderten Weise. Ich hatte meinen Sermon geendigt; es war 11 Uhr geworden, eine kalte Decembernacht lag draußen in trauriger Finsterniß. Müde und verdrießlich zündete ich eine Cigarre an; da sprang Berlioz rasch und jugendlich vom Sofa auf, wo er die Gewohnheit hatte, sich mit seinen kothbespritzten Stiefeln hinzurecken, zum stillen Leidwesen des reinlichen, ordnungsliebenden Damcke. Ha! schrie Berlioz auf, Heller hat Recht — wie? er hat immer Recht. Er ist gut, er ist klug, er ist gerecht und weise; ich will ihn umarmen — er küßte mich auf beide Wangen — und dem Weisen eine Tollheit vorschlagen. — Ich gehe auf jede ein, sagte ich. Was wollen Sie beginnen? — Ich will mit Ihnen bei Bignon (ein berühmter Restaurant an der Ecke der Chaussée d’Antin) soupiren gehen. Ich habe wenig zu Mittag gegessen, und Ihr Sermon hat mir Lust zur Unsterblichkeit und einigen Dutzend Austern gegeben. — Gut, erwiderte ich, wir wollen Beethoven’s und auch Lucullus’ Gesundheit trinken und unsere Seelenleiden in edelstem Franzwein und angemessenen Gänseleber-Pasteten ersäufen und vergessen. — Unser Wirth, sagte Berlioz, kann zu Hause bleiben, denn er hat eine lebenswürdige Frau. Wir aber haben keinerlei Frau, und wir gehen ins Wirthshaus — keine Widerrede! Das ist abgemachte Sache. Der alte feurige Berlioz war wieder erwacht. Und so schlenderten wir Arm in Arm, scherzend und lachend die lange Rue, die ebenso lange Blanche Chaussée d’Antin hinunter und traten in den glänzend erleuchteten Salon des Restaurant. Es schlug halb 12 und nur wenige Fremde waren noch da, was uns sehr lieb war. — Wir verlangten Austern, Straßer Leberpasteten, ein kaltes Geflügel, Salat, Früchte, burg besten Champagner und echtsten Bordeaux.

Berlioz sowol als ich, gewöhnlich sehr mäßig und einfach, waren umsomehr gelaunt, diesem trefflichen Menu alle Ehre zu machen. Um 1 Uhr löschte man das Gas,

und die Garçons schlichen gähnend um uns (wir waren ganz allein, die Anderen hatten den Saal verlassen), als wollten sie uns mahnen, aufzubrechen. Man schloß die Thüren und brachte Wachslichter. — Garçon! rief Berlioz, Sie wollen uns durch allerlei Pantomimen glauben machen, es sei spät. Ich aber bitte Sie, uns zwei demitasses Café zu bringen und auch einige wirkliche Havana-Cigarren. So wurde es 2 Uhr. Jetzt, sagte B., jetzt wollen wir aufbrechen, denn um diese Zeit liegt meine Schwiegermutter im besten Schlafe, und ich habe die gegründete Hoffnung, sie aufzuwecken. Während des Soupers sprachen wir von unseren Lieblingen: Beethoven, Shakspeare, Lord Byron, Heine, Gluck, und noch auf dem langen, langsamen Wege nach seinem Hause, unweit dem meinigen. — Es war der letzte heitere, lebendig gesellige Abend, den ich mit ihm verlebt, wenn ich nicht irre, im Jahre 1867 oder 68.

Es war in demselben Jahre, da er eine Art von Leidenschaft hatte, einigen Freunden Shakspeare in der franzen Uebersetzung vorzulesen. Man versammelte sich bei zösisch ihm Abends 8 Uhr, und er las uns wol 7 bis 8 Stücke.

Er las gut, aber er war oft zu sehr ergriffen; bei besonders schönen Stellen rannen ihm die Thränen von den Wangen. Er fuhr aber fort zu lesen und trocknete die Augen eilends, um sich nicht zu unterbrechen. Bei diesen Vorlesungen waren nur zugegen Damckes, und zwei bis drei Freunde. Einer von diesen, ein alter bewährter Kamerad B.'s aber wenig literarisch gebildet, übernahm aus eigenem Antrieb die Rolle eines Claqueur. Er hörte sehr angestrengt zu und suchte in den Zügen des Vorlesers und der Zuhörer den rechten Moment zu finden, da er seinen Enthusiasmus kundgeben konnte. Da er nicht zu applaudiren wagte, erfand er sich eine originelle Beifallsäußerung. Jede ausgezeichnete Stelle, mit Bewegung vorgetragen und nachempfunden, wurde von ihm mit einem halbleise ausgestoßenen Fluche begleitet, wie sie in den Volksclassen und in den Ateliers gebräuchlich sind. So hörte man denn nach den rührendsten Scenen Shakspeare's: *Nom d'un nom! Nom d'une pipe! S... matin!* Nachdem das nun einige dutzendmale stattfand, fuhr plötzlich Berlioz zornig auf, und den Vers unterbrechend, donnerte er: *Ah ça, voulez vous bien f... le camp avec vos nom d'une pipe!* Worauf der Andere schreckensbleich die Flucht ergriff, während B. wieder ganz ruhig die Balcon-Scene von Romeo und Juliette aufnahm. — Das, was ich Ihnen einst über B.'s geringes musikalisches Gedächtniß gesagt, bezieht sich auf moderne Musik, mit der er weniger vertraut war. Aber die Musik, die er studirt hatte, war ihm sehr gegenwärtig. Namentlich die Orchesterwerke Beethoven's (weniger die Quartette und Clavierwerke desselben); dann die Opern von Gluck, Spontini, ebenso Grétry, Méhul, Dalayrac und Monsigny. Trotz seines wunderlichen Hasses gegen Rossini war er ein sehr warmer Verehrer zweier Partituren dieses Meisters: „Graf Ory“ und „Barbier von Sevilla“. Berlioz gehörte zu den rechten Kunstmenschen, die von jeder in ihrer Weise vollkommenen Production hingerissen und bis zu Thränen gerührt sein können. So war ich mit ihm beim ersten Gastspiele der Adelina Patti im „Barbier“. Sie werden es mir glauben, wenn ich Sie versichere, daß ihm bei den heitersten, liebenswürdigsten Stücken dieser Oper die Augen überquollen. Was soll ich erst von der „Zauberflöte“ sagen, die ich auch in seiner Gesellschaft hörte. B. hatte einen etwas kindischen Zorn gegen das, was er strafbare Concessionen Mozart's nannte. Er meinte damit die Arie des Don Ottavio, die Arie Donna Anna's in f, sowie die famosen Bravour-Arien der Königin der. Er war nicht zu bewegen, die relative Vortrefflichkeit Nacht dieser allerdings weniger dramatischen Sätze anzuerkennen. Aber wie innig erfreut war ich, den tiefen gewaltigen Eindruck zu sehen, den diese Oper auf ihn machte. Er hatte sie oft gehört; aber, sei es bessere Stimmung oder Wirkung einer vortrefflichen Aufführung, B. sagte, nie wäre ihm diese Musik so tief in's Herz gedrungen. Ja, einigemale äußerte sich seine Exaltation so laut, daß sich unsere Nachbarn des Parquets, welche sich die Zähne stocherten und ruhig ihr Dinner verdauen wollten, über diesen „indiscreten“ Enthusiasmus beschwerten. Eines Abends hörten wir in einem Quartett-Verein das Beethoven'sche in E-moll. Wir saßen

in einem entfernten Winkel des Saales. Mir war bei Anhörung dieses Wunderwerks wie etwa einem frommen Katholiken, der die Messe hört, mit tiefer Andacht und Inbrunst, aber zugleich mit Ruhe und klarer Besonnenheit: er ist mit dieser hohen Empfindung längst vertraut. Berlioz hingegen erschien wie ein später Eingeweihter; seiner Andacht gesellte sich eine Art freudigen Schrecks vor dem heilig-süßen Geheimniß, das sich ihm offenbarte. Sein Gesicht strahlte verzückt beim Adagio — es war wie eine Wandlung in ihm vorgegangen. — Es wurden noch andere gute Werke vorgeführt. Wir entfernten uns aber, und ich begleitete ihn an sein Haus. Kein Wort wurde gewechselt zwischen uns. Das Adagio betete in uns fort. Als ich von ihm Abschied nahm, ergriff er meine Hand und sagte: Cet homme avait *tout*.... et nous n'avons rien. — So zerknirscht, so niedergedonnert fühlte er sich in dieser Stunde vor der Riesengröße des „Mannes“. — Eine kleine Anekdote noch: Nahe beim Hause, welches Damcke bewohnte, Rue Mansard, war auf dem Trottoir ein besonders großer und weißer Pflasterstein eingekeilt. Auf diesen Stein stellte sich B. jeden Abend, wenn wir von der Rue Mansard kamen, um mir gute Nacht zu sagen. Eines Abends (wenige Monate vor seiner letzten Krankheit) trennten wir uns eilig, denn es war kalt und ein dicker gelber Nebel lag auf den Straßen. Wir waren schon 10 Schritte entfernt, als ich Berlioz rufen hörte: Heller! Heller! wo sind Sie? Kommen Sie zurück! Ich habe Ihnen nicht auf dem weißen Steine gute Nacht gesagt. Wir finden uns wieder, und nun suchen wir in stockfinsterer Nacht den unentbehrlichen Pflasterstein, der übrigens auch eine besondere Form hatte. Ich ziehe meine Zündhölzchen, aber sie zünden nicht in der feuchten Nachtluft. Wir kriechen beide auf dem Trottoir, und endlich schimmert uns das verwitterte Weiß entgegen. Berlioz setzt sehr ernsthaft den Fuß auf den edlen Stein und sagt: Gott sei gelobt! ich stehe darauf — nun gute Nacht! — Und das sage ich auch Ihnen, Verehrter. Meine Feder ist mit mir durchgegangen — ich konnte sie nicht zurückhalten. *Stephen. Heller*